

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 52

Rubrik: Gruss aus Zürich

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

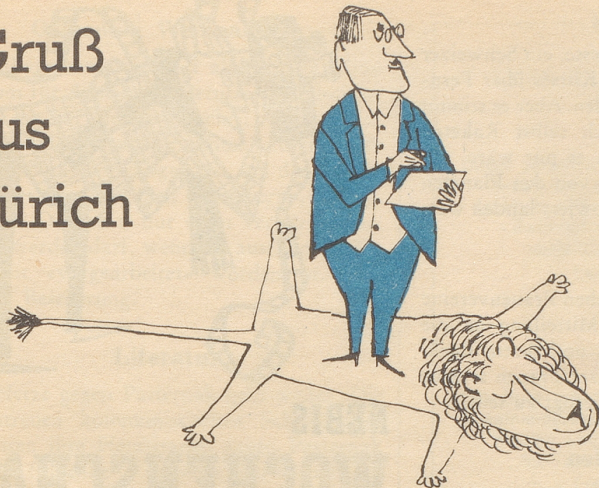
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gruß aus Zürich



Max Rüeger:

Mein Weihnachtsbrief an Walter Mehring

Hochverehrter Walter Mehring!
Als ich kürzlich durch unsere Stadt bummelte, durch Zürich, das für einige Zeit Station auf Ihrer Lebensreise war, sah ich im Schaufenster eines Buchladens den neuen Sammelband mit Ihren Chansons, Ihren Gedichten, Ihrer Prosa «Der Zeitpuls fliegt». Es war kurz vor Ladenschluß, abends um halb sieben. Ich wurde als letzter Kunde bedient.

Seither ist fast eine Woche vergangen. Das vorher neue, beinahe druckfrische Bändchen ist abgegriffen, ja unansehnlich geworden. Vielleicht war es nicht dazu bestimmt, vom sorgsam behüteten Platz im Schaufenster während Tagen in einem zu engen Mantelsack (zusammen mit Papiernastüchern, zwei unbezahlten Rechnungen, einer Handvoll ausgetrocknetem Tabak, einem unbeantworteten Brief und einem leeren Feuerzeug) herumgetragen und immer wieder hervorgeholt zu werden. Vielleicht war eher gedacht, daß ich es in mein Büchergestell klemmen und – bei Bedarf – hie und da hervorholen würde. Aber eben, gerade daran liegt es: der Bedarf wurde unterschätzt. Er ist viel größer, als daß ihn ein kartonierter Einband spurlos überstehen könnte. Um sauber zu bleiben, müßten die fast zweihundert Seiten eigentlich zwischen starken Holzdeckeln gebunden sein. Aber dann hätten sie wieder nicht im Mantelsack Platz. Und gerade auf diesen Vorzug möchte ich auf keinen Fall verzichten.

Was jedoch keine feste Hülle braucht, um stets neu, frisch, unverbraucht zu bleiben, das sind die Dinge, welche dazwischen stehen. Da sind einmal die Verse, die Songs, die Feuilletons aus Ihrer Berliner Zeit, ganz am Anfang unseres Jahr-

hunderts geschrieben, in den Dreißigerjahren verboten und verbrannt. Heute sind sie wieder auferstanden.

Ich will ganz ehrlich sein: mich haben Ihre Zeilen anfangs mutlos gemacht. Mutlos deshalb, weil ich das Gefühl hatte, daß Sie zu jener Zeit, als Sie so vehement, so kompromißlos, so unerbittlich geißelten, viel mehr Courage bewiesen haben, als wir Jungen dies heute tun. Zu

Ihrer Zeit, als viele aus den Fängen des Doppeladlers zu (Haken) Kreuze krochen, erschien Kritik an den Zuständen nicht als Broterwerb, nicht als laues Flügelschlagen in der Windstille. Nein – Sie betrachteten Kritik als ein gefährliches Aufspüren der Wahrheit.

Für unsere Generation sind einige jener Wahrheiten, für die Sie kämpften, im kleinen teilweise zum Allgemeingut geworden. Wenigstens oder auch glücklicherweise bei uns. Die große Weltgeschichte aber – und dies hat meine Mutlosigkeit, von der ich Ihnen sprach, zum Verschwinden gebracht – die große Weltgeschichte bewies und beweist leider täglich, daß sie Ihre Stimme nicht hören wollte. Daraus könnte man nun vielleicht schließen, daß Sie und viele andere vergeblich gekämpft und gestritten haben. Man könnte denken, Sie hätten ziemlich nutzlose Zeitkritik getrieben. Ich glaube, nichts ist verkehrter als das. Dadurch, daß man nämlich nicht auf Sie hören wollte, ist Ihr Schaffen bis auf den heutigen Tag der Zeitgebundenheit enthoben. Wenn Sie um 1925 im Kabarett «Schall und Rauch» und in der «Weltbühne» Zustände angriffen, die bis heute gleich geblieben sind, dann haben Sie uns auch jetzt noch genau so viel zu sagen wie damals. Ob Kaiser- oder Drittes Reich, ob kommu-

nistische Unfreiheit – sind das nicht einfach wechselnde Requisiten vor dem selben Bühnenbild? In vielen Ihrer Chansons müßte man nur Namen ändern, und sie könnten gestern geschrieben worden sein. Manche Ihrer Feuilletons müßte man des zeitverpflichteten Geschehens entledigen, und Ihre Aussage wäre für uns ebenso gültig. Das heißt – nicht einmal dies muß man. Dadurch, daß sich bloß die Umstände, nicht aber die Anlässe Ihrer Kritiken geändert haben, wird die Kraft des Gesagten nur erhöht.

Fassen Sie diese Gedanken bitte nicht als eine Art Rechtfertigung für das Neuerscheinen Ihrer Schriften auf. Nichts ist unnötiger als das. Aber gerade in diesen Tagen, da so viel von «sich besinnen» geschrieben und gesprochen wird, da man vielleicht sogar ein wenig Zeit findet, über manches nachzudenken, was man sonst brüsk von sich stößt – gerade jetzt brauchen wir Sie. Wir benötigen keine verblühten Binsenwahrheiten, keine appetitlich verpackten «Gedanken zum Heute». Ich glaube, wir sollten wieder, auch in dem, was wir lesen, was wir uns sagen lassen, ganz einfach die Unerbittlichkeit ertragen lernen. Die Unerbittlichkeit muß nicht polternd und ordinär sein. Das haben Sie genug bewiesen. Aber die Unerbittlichkeit muß von solchen Menschen als Waffe benutzt werden, die Gedanken so zu Worten und Sätzen formen können, daß man sie glaubt. Ich denke, daß Sie ein solcher Mensch sind.

Man hat Sie einmal ein «Freigeist mit Fesselmalen» genannt. Die Spuren von Fesseln sieht man wohl nur dann, wenn sich der Träger ihrer zu entledigen versucht. Sie haben sich Ihrer Fesseln wahrlich mehr als einmal entledigen müssen. 1933 flohen Sie nach Paris, 1939 mußten Sie diese Stadt verlassen, Sie flüchteten zu Fuß durch Frankreich, wurden eingefangen, in Lager gesperrt, entkamen 1941 von Marseille über Martinique nach Amerika. Dort schrieben Sie Ihre «Autobiographie einer Kultur», in welcher Sie untersuchen, «welche ererbten Werte weiter gültig sind für uns und welche unerfüllten Hoffnungen sie uns gaben».

«Unerfüllte Hoffnungen» – es sind derer viele. Aber ich möchte an die eine Hoffnung glauben, daß wir Heutige, die wir ja ähnliches tun möchten wie Sie damals, wenigstens in einem Punkt nie aufgeben werden: Ihnen nachzueifern, Sie in der Fähigkeit, Mut zum Unerbittlichen zu zeigen, als ein Vorbild zu nehmen.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr M. R.

Max Rüeger:

Herr Stoll

Am Vierundzwanzigsten, so gegen Büroschluß, kommt es Herrn Stoll ganz plötzlich in den Sinn, daß er noch irgend etwas Hübsches kaufen muß, für seinen jüngsten Schwiegersohn im Engadin.

Er weiß genau, daß Franz (so heißt der Schwiegersohn) ihm dieses Jahr auch wieder etwas gibt. Das letzte Jahr war's, glaube ich, ein Grammophon plus den Boléro. (Weil er Ravel doch so liebt.)

So hastet jetzt Herr Stoll über den Limmatquai, und schaut sich jeden Laden flüchtig an. Im ersten Augenblick denkt er: Ein Portemonnaie! Doch alsbald hat er einen völlig neuen Plan.

Es taucht ihm auf, daß Franz von einer Mappe sprach, mit einem Fach für die Korrespondenz. Das Ladenfräulein schaut in den Regalen nach und schickt ihn dann (weil sie nichts hat) zur Konkurrenz.

Dort ist das Sortiment auch längststens aufgebraucht. Herr Stoll schielt heimlich auf das Zifferblatt. Und während die Besitzerin «sich feufi» faucht, ersteht Herr Stoll ein Schirmgestell aus Kupferdraht.

Erleichtert steigt Herr Stoll dann in den Autobus und denkt für sich: Ich habe gut gewählt. Doch nur so lang, bis seine Frau ihm sagen muß, daß selbst ein Schirmgestell nicht jedes Jahr gefällt.